

# Dorfschullehrerin auf Zeit

Von Marie Meltzer (Text und Bilder)

Als Volunteer lebte und arbeitete Marie Meltzer für sechs Monate im Hochland Ecuadors. An einer Dorfschule nahe der Stadt Otavalo unterrichtete sie sowohl Englisch als auch Kunst und Informatik. Gleichzeitig lernte sie in einer Gastfamilie das Leben der dort Einheimischen Indígena, der Ureinwohner Ecuadors, kennen. Die vorerst scheue Zurückhaltung der Gastmutter entwickelte sich dabei, trotz der kulturellen Unterschiede, zu einer Freundschaft.



Und einen Auslandsaufenthalt hast du jetzt ganz abgeschrieben?» So die Reaktion meiner Mutter, nachdem ich ihr stolz meine Studienpläne für die Zeit nach dem Abitur eröffnet hatte. Keine unbedingt typische Antwort, denn eher verläuft die Diskussion zwischen Kindern und Eltern mit umgekehrten Standpunkten. Doch heute bin ich ihr sehr dankbar für diesen kritischen Denkanstoss. Ich machte mich im Internet auf die Suche

nach einer sowohl reizvollen als auch bezahlbaren Möglichkeit für einen Volunteer-Einsatz und fand, was ich suchte.

**Erste Eindrücke im Andenstaat.** Nach einer erfolgreichen Bewerbung bei der schweizerischen Organisation «Cielo Azul» sitze ich nun im Flieger nach Quito, der Hauptstadt von Ecuador, des kleinen südamerikanischen Landes. Trotz der vielen Vorbereitungen vor meiner grossen Reise komme ich mir für meine eigentliche Aufgabe, Kinder einer Dorfschule in Englisch zu unterrichten, eher un-

terqualifiziert vor. Weder bin ich ausgebildete Lehrerin, noch kann ich mich besonders gut in der Landessprache Spanisch verständigen.

Viel Zeit zum Grübeln bleibt mir aber nicht. So viele neue, faszinierende Eindrücke stürzen auf mich ein. Schon die Fahrt von Quito nach Otavalo fesselt mich. Unser Bus schlängelt sich der Panamericana, der Staatsstrasse, entlang, das Fahrwerk quietscht, und im Hintergrund läuft der typisch südamerikanische Reggaesound. Durch das Busfenster kann ich die wunderschöne Andenlandschaft bewundern. Nicht graue, spitze Felsen, wie

ich sie aus den Alpen kenne, sondern eine grüne, sanfte Hügellandschaft breitet sich vor mir aus. Völlig erschöpft sinke ich nach der Ankunft in Otavalo gleich ins Bett. Nach einer kurzen Nacht kann ich am nächsten Tag meine neue «Heimstadt» besser in Augenschein nehmen.

Otavalo ist vor allem durch den von einheimischen Indígena betriebenen Samstagsmarkt bekannt. Dort gibt es alles – zum Teil ganz einfach angepasst an die Erwartungen der Touristen: angefangen von Hängematten, Taschen, Schmuck bis hin zu einer riesigen Vielfalt an Halstüchern, und dies alles in bunten, schillernden Farben. Verkauft wird die Ware hauptsächlich von den in typischen Trachten gekleideten Otavaleños. Mindestens genauso schön ist der Obst- und Gemüsemarkt mit seiner schier unendlichen farbenfrohen Vielfalt. Wer sich nicht wagt, zu feilschen, zahlt für seine Einkäufe «westliche» Preise. Nach ein paar Wochen klappt auch bei mir das Handeln schon besser, wenn ich auch bis zum Ende meines Aufenthaltes einen gewissen, vielleicht auch berechtigten «Ausländeraufschlag» für so gut wie alle Dinge im täglichen Leben bezahle.

**Willkommen in der Schule, Zurückhaltung in der Gastfamilie.** Doch in Otavalo sollen sich nur die Wochenenden meines Einsatzes abspielen. Zusammen mit anderen Volunteers wohne ich dort in einem kleinen Haus am Rande der Stadt. Den hauptsächlich und auch wichtigeren Teil unserer Zeit verbringen wir unter der Woche in verschiedenen kleinen Indígena-Gemeinden rund um Otavalo.

Nach ein paar Tagen mache ich mich gemeinsam mit der Koordinatorin des Projektes das erste Mal auf in meine zukünftige Gemeinde Camuendo. Gleich beeindruckt mich die nahezu perfekte Lage des Dorfes. Es liegt am Fusse des Imbabura, einer der vielen erloschenen Vulkane Ecuadors, und am Ufer des Lago San Pablo.

Zuerst steht der Besuch der Schule, danach der meiner Gastfamilie an. Der Direktor, selbst Indígena, heisst mich in einem langen, sehr enthusiastischen Wortschwall in der «Familie» des Lehrerkollegiums willkommen. Die anderen Lehrer nicken beifällig, und die Kinder strecken neugierig den Kopf zur Tür herein. Die Schüler von der 3. bis zur 6. Klasse soll ich hier zukünftig in Englisch und Informatik unterrichten sowie Kunstunterricht in allen Klassenstufen geben. Als Lehrerin fühle ich mich zwar noch nicht, aber gespannt und aufgeregt bin ich auf jeden Fall.



**Zu Hause in Camuendo.** Im kleinen Dorf am Fusse des Vulkans Imbabura lebt Marie unter einfachen Verhältnissen bei einer lokalen Familie. Nebst der Gastfamilie bietet auch das Lehrerkollegium Gelegenheit, die Indígena-Mentalität besser kennenzulernen.

Meine Gastmutter begegnet meinem ersten Besuch sehr zurückhaltend und scheint besorgt. «Wir haben doch nichts. Ist sie denn wirklich auf so ein einfaches Leben vorbereitet?», fragt sie die Projektkoordinatorin. Eher beschämt lässt sie uns ins Haus eintreten. «Es ist doch so staubig und unaufgeräumt.» Dennoch bin ich sehr positiv überrascht. Zwar sind die Wände unverputzt, es gibt weder Heizung noch Ofen oder Dusche, aber ich teile mir mein recht geräumiges Zimmer nur mit dem Kühlschrank und einem grossen Tisch.

Der zurückhaltende Empfang durch meine Gastmutter schüchtert mich ein wenig ein. Sie lächelt nicht ein einziges Mal und scheint mich kaum richtig anzusehen. Erst später lerne ich dieses Verhalten als Teil der Indígena-Mentalität besser verstehen. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten wurden die Indígena als «unterste Schicht der Bevölkerung» diskriminiert und herabgewürdigt, was Kinder schon in der Schule durch die Lehrer zu spüren bekamen. Dadurch sank verständlicherweise bei vielen das Selbstwertgefühl und der Glaube an die Bedeu-



tung ihrer eigenen Traditionen und Lebensweise. Erst langsam steigt ihr Ansehen wieder, doch existieren immer noch stark spürbare Unterschiede zur Lebensart der restlichen Bevölkerungsschichten sowie zwischen Dorf- und Stadtbewohnern. Deutlich zeigt sich das auch im Bildungswesen, da beispielsweise für Stadtkinder der Englischunterricht selbstverständlich ist, während sich Dorfschulen einen Englischlehrer oft nicht leisten können. Das macht den Einstieg in die weiterführende Schule, das Colegio (Oberstufe ab 12 Jahren), für Dorfkinder erheblich schwerer. Dies ist der Ansatzpunkt für die Hilfe der Organisation «Cielo Azul», die durch die Volunteers kostenlose Englischlehrer stellt.

Die Kinder der Indígena-Gemeinden lernen mit Englisch neben Spanisch bereits die zweite Fremdsprache. Ihre Muttersprache ist das Kichwa, doch da sie von klein auf in Spanisch unterrichtet werden und es täglich hören, können sie es in der Regel schon mit spätestens sechs Jahren fließend sprechen.

#### Sinn und Nutzen des Volunteer-Einsatzes.

Einige Tage später stehe ich also das erste Mal vor einer Klasse. Relativ unvorbereitet versuche ich mich an ein paar kleinen Englischspielen, was aber eher weniger als mehr funktioniert. Nach dieser Stunde ist meine Motivation erst einmal auf den Nullpunkt gesunken. Zeit zum Verkriechen gibt es aber keine, denn nun findet die grosse Pause mit einem Mittagessen für alle Schüler statt. Mit oder ohne Löffel essen die Kinder vor dem Schulgebäude Reis und Bohnen – die Strassenhunde kommen gierig näher.

Als Neuling werde ich schnell umringt von vielen neugierigen und interessierten Kindern, was meine Stimmung extrem hebt. Wie gross die Welt für mich und wie klein sie für viele von ihnen ist, wird mir erst in diesen Gesprächen wirklich bewusst. Schon die verschiedenen Gegenden Ecuadors werden mir bald viel vertrauter sein als ihnen, und bis nach Europa reicht ihre Vorstellungskraft kaum. Das liefert somit Stoff für Unmengen von Fragen. Dass Kühe, Schafe und Schweine dort ebenso wie bei ihnen existieren, sorgt für ebenso grosses Erstaunen, wie dass Brot mit Käse doch tatsächlich als Mahlzeit angesehen werden kann und die Landessprache nicht etwa Englisch, sondern Deutsch ist.

Nach und nach gelingt es mir besser, mich auf die Klassen und Kinder einzustellen. Die Auffassungsgabe ist teilweise ein wenig langsamer als in unseren Schulen und auch die



**Samstagsmarkt.** In Otavalo werden Waren aus den umliegenden Dörfern verkauft.

**Gastfamilie.** Aus der anfänglichen Zurückhaltung entwickelt sich eine schöne Freundschaft.

Lernweise eine andere. Häufig wird der Unterricht noch geführt wie in Europa vor einigen Jahrzehnten. Ein Lehrer brüllt vor, die Kinder wiederholen laut im Chor. Auswendiglernen, nachplappern und kopieren ist deshalb gewohnter als selbstständiges Denken und eigene Kreativität. Umso grösser ist meine Freude, wenn es mir doch einmal gelingt, diese zu wecken. Auch muss ich lernen, meine eigenen Ansprüche an den Sinn und Nutzen meines Freiwilligendienstes ein wenig herunterzuschrauben. In einigen Monaten kann man keine Strukturen verändern. Ich beginne,

meine Aufgabe eher in der Fortsetzung und somit Aufrechterhaltung des Projektes zu sehen, um so die Chancengleichheit wenigstens in Bezug auf die Bildung zu erhöhen. Nur ein Bruchteil der Kinder geht nach der sechsten Klasse auf eine höhere Schule, und natürlich ist es mir unmöglich, mit meinem Unterricht alle zu erreichen und der Wunsch nach mehr Bildung zu wecken. Aber wenn ich auch nur einem einzigen Schüler den Weg ins Colegio erleichtern kann, ist das schon viel wert.

Darüber hinaus gelingt es vielleicht, den Lehrern neue Unterrichtsmethoden aufzuzeigen, den Kindern ein bisschen mehr Spass an der Schule zu geben und einfach nur als zusätzlicher Ansprechpartner für sie da zu sein und ihnen ein wenig von der Welt ausserhalb ihrer Dorfgemeinschaft zu vermitteln.

Doch immer mehr spüre ich, dass auch ich von den Kindern ebenso viel lernen kann. Es ist ein Geben und Nehmen.

**Leben in der Dorfgemeinschaft.** Ich liebe das Leben im Dorf und in meiner Familie. Die anfängliche Distanz verschwindet zwar nur langsam, aber umso schöner ist es, als ich nun nach den ersten Monaten merke, dass mir endlich Vertrauen entgegengebracht wird. Der starke Familienzusammenhalt und das Gemeinschaftsdenken beeindrucken mich immer wieder. Gerade meine Gastmutter ist eine Frau, die in besonderer Weise aufopfernd und selbstlos handelt und sich erst setzt, wenn auch der letzte mit Essen versorgt ist, und als Erste wieder aufspringt, um nachzuschöpfen. Gäste behandelt man besonders zuvorkommend, und für jeden steht noch irgendwo ein voller Teller Essen bereit, auch wenn das vielleicht nach sich zieht, dass für die Gastgeber selbst kaum etwas übrig bleibt.

Brauchen die Nachbarn Hilfe beim Hausbau, dann packen alle mit an. Arbeit ist dort nicht nur Anstrengung, die man so schnell wie möglich hinter sich bringen möchte, sondern bedeutet auch Geselligkeit und Spass. Am Abend wird das dann noch mit einem gemeinsamen Essen für alle Helfer abgeschlossen.

Auch der Blick aufs Leben ist in meiner Familie ein ganz anderer, als ich ihn aus dem europäischen Kulturkreis gewohnt bin. Während ich zu Hause nach Abschluss der Schulbildung erst einmal vor der Qual der Wahl aus den unendlich erscheinenden Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt stehe, lebt man in Ecuador sein mehr oder weniger vorbestimmtes Leben. Feldarbeit, Tierhaltung und Kochen sind einige der Hauptbestandteile, und man vergleicht weniger, wägt nicht gegen andere

eventuell bessere Möglichkeiten ab und denkt nicht im Konjunktiv.

«Bist du denn glücklich, wenn du jetzt immer hier im Haus und auf dem Feld helfen musst? Würdest du nicht lieber aufs Colegio gehen?», frage ich meine 13-jährige Gastschwester, welche die 6. Klasse bereits beendet hat. Deutlich spüre ich, wie sie meine Frage verwirrt und dass sie sich solche Dinge selbst noch nie gefragt hat. «Ja, natürlich gefällt es mir», ist ihre Antwort. Was man tut, tut man, und so ist das eben.

Natürlich dringt der Einfluss des Westens auch in Ecuador nicht mehr nur in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht immer weiter vor. Längst besitzt so gut wie jede Familie mindestens einen Fernseher, und so kann sich auch ein Dorfbewohner eine Vorstellung vom Leben in den USA oder Europa machen. Eine kritische Betrachtungsweise ist leider nur selten vorhanden, und so beginnt das Kopieren westlicher «Ideale». Geld verdienen und ausgeben wird immer wichtiger, die amerikanischen Actionfilme laufen in den Bussen auf und ab, und auch die Mode passt sich langsam, aber sicher immer mehr dem westlichen Vorbild an. Das grosse Ziel für viele, als Arbeiter zum Beispiel nach Spanien zu gehen, führt zum Aufbrechen der traditionellen Familienbande.



**Landleben.** Nebst der Arbeit in der Schule nutzt die Autorin Marie Meltzer die Zeit, um ihrer Familie bei den anfallenden Arbeiten mit den Tieren oder auf den Feldern zu helfen.

Doch in den letzten Jahren beginnt auch in Ecuador bei einigen die Suche nach einem vernünftigen Mittelweg. Das Übernehmen des Fortschritts, dort, wo es notwendig und nützlich ist, einerseits und das Bewahren und Schätzen der eigenen Traditionen und Ideale andererseits. Dahin ist es sicher noch ein weiter Weg, aber hoffentlich lassen sich wenigstens teilweise Kompromisse finden.

Auch in meinem Dorf merke ich schon in diesen wenigen Monaten einige Veränderungen. Die Anzahl der Autos steigt, Wege werden verbreitert, und Ernteland muss dafür weichen.

Die Zeit vergeht unglaublich schnell, und der Mais, bei dessen Aussaat ich mitgeholfen hatte, ist bereits grösser als ich selbst und erntereif. Bald bricht meine letzte Woche an, und ich bekomme zum Abschied das für die Andenregion Ecuadors traditionelle Essen – ein Cuy, ein Meerschweinchen – zubereitet. Aber auch meine baldige Abreise unterbricht den Alltag nur kurz, und bald sind alle wieder an der Arbeit und ich mit meiner Gastmutter allein zu Hause. Zum ersten Mal werde ich nun fest und lange umarmt, und ich verspreche, sobald ich könne, zurückzukommen und sie zu besuchen. «Das haben alle versprochen, die hier gelebt haben», meint sie daraufhin. «Wiedergekommen ist aber noch niemand. Aber falls du kommst, wir sind hier. Wir werden bestimmt nicht weggehen.»

marie.meltzer@gmx.de

**Cielo Azul** ist eine unabhängige, politisch und konfessionell neutrale Nicht-Regierungs-Organisation (NGO) und setzt sich für die Verbesserung der Lebensbedingungen benachteiligter Kinder und Familien in den Gemeinden von Ecuador ein. Es ergeben sich immer wieder Aufgaben, die von Volunteers übernommen werden können. Es werden aber auch Experten in verschiedenen Fachbereichen gesucht. In der Organisation Cielo Azul arbeiten alle ehrenamtlich. [www.cieloazul.ch](http://www.cieloazul.ch)